

Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Donnerstag, 24. Dezember 2020 · Nr. 300 · 241. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 4.90 · €4.90

Fürchtet euch nicht!

Die Weihnachtstage sind überschattet von Unsicherheit und Trauer. Das Leben mit dem Coronavirus zeigt uns, wie verletzlich wir sind. Und dass Ungewissheit eine Konstante des menschlichen Lebens ist. Von Thomas Ribl

Engel sind keine sanften Boten. Wo sie sich zeigen, verbreiten sie zunächst einmal Angst. «Sie fürchteten sich sehr», heisst es im Lukasevangelium von den Hirten auf dem Feld bei Bethlehem. Aber so, wie man ihn landläufig übersetzt, gibt der Satz nur eine blasse Vorstellung von dem, was die Männer fühlten, die da in der Nacht ihre Herden bewachten. «Sie fürchteten grosse Furcht», steht im Text wörtlich, und das ist mehr als eine Überhöhung des Evangelisten, der seine Vertrautheit mit den Stilmitteln der antiken Rhetorik in jeder Zeile spüren lässt.

Die Hirten waren starr vor Schreck, sie hatten Panik. Da brach etwas Unvorstellbares in ihren Alltag ein. Etwas, wofür sie keine Begriffe hatten. Es kam völlig unvermittelt, auf einen Schlag und mit einer Gewalt, der sie nichts entgegensetzen konnten. Ein Licht zeigte sich in der Nacht, aber ein Licht, wie sie noch nie eines gesehen hatten. Ein Glanz, so blendend, dass man nichts mehr sah, kaum dass man ihn erblickte. «Der Glanz des Herrn», so steht es im Evangelium. Ein Licht, das nicht von dieser Welt ist, eine unfassbare Helligkeit, die das Dunkel umso spürbarer macht, das um sie herum herrscht.

«Fürchtet euch nicht!», ruft der Engel den Hirten zu und setzt damit den Schlusspunkt in einem dreifachen Echo, mit dem der Evangelist Lukas die Erzählung von der Geburt Jesu durchzieht. Mit den gleichen Worten hatte der Engel Gabriel am Anfang des Lukasevangeliums den verängstigten Priester Zacharias begrüsst, als er ihm eröffnete, seine Frau Elisabeth werde trotz ihrem hohen Alter noch einen Sohn gebären: Johannes den Täufer. Und mit den gleichen Worten hatte der Engel im darauffolgenden Kapitel Maria beruhigt, bevor er ihr ankündigte, dass sie Jesus, den Sohn Gottes, gebären werde.

Was uns ganz betrifft

Der alte Zacharias wird Vater eines Propheten. Maria wird Mutter von Gottes Sohn, empfangen vom Heiligen Geist. Die Hirten werden die ersten Zeugen der Geburt des Gesalbten sein. Das sind unerhörte Ereignisse, im wahrsten Sinn des Wortes. Dass sie mit einer Verstörung beginnen, ist nur folgerichtig. Am Anfang der Heiligen Nacht steht

ein existenzielles Zittern, das den Beteiligten deutlich macht: Was da geschieht, betrifft uns alle ganz und gar. In allem, was wir sind. Und es ist zu gross, als dass wir es verstehen könnten.

In einem verlassenen Stall in Bethlehem ist vor mehr als zweitausend Jahren etwas in diese Welt eingebrochen, was die Welt verändert hat. So wie kein anderes Ereignis das hätte tun können. Und mehr als das: Nach christlichem Verständnis hat sich mit der Geburt Jesu etwas ereignet, was die Welt nicht einmal, sondern immer wieder verändert. Etwas, das sie immer wieder aufs Neue verändern muss.

«Euch ist heute der Heiland geboren, welcher Christus ist, der Herr, in der Stadt Davids», ruft der Engel, aber damit hat es nicht sein Bewenden. Die Hirten sollen die Botschaft nicht einfach zur Kenntnis nehmen und sich ihren Alltagsgeschäften zuwenden. Sie sollen sich aufmachen nach Bethlehem, um das Kind zu begrüßen und die Nachricht von seiner Geburt in die Welt hinauszutragen: «Ehre sei Gott und Friede auf Erden unter den Menschen seines Wohlgefallens.»

Gott ist Mensch geworden, davon erzählt die Weihnachtsgeschichte. Der nicht zu Begreifende gibt sich zu erkennen, in der verletzlichsten aller menschlichen Gestalten: der eines kleinen Kindes. Er hat sich erniedrigt, um den Menschen zu erhöhen. Aber so leicht sich diese formelhafte Wendung dahinsagt: Sie geht über unseren Verstand. Denn in der Menschlichkeit, in der sich Gott offenbart, wird seine Göttlichkeit nur umso spürbarer. Indem Gott Mensch geworden ist, betont er seine Verbindung zu den Menschen – zeigt aber zugleich die unermessliche Distanz zwischen Gott und Mensch.

Schon die Erscheinung des Engels vor den Hirten macht das augenfällig. Da ist nichts von der Krippenromantik und Sonntagsschulgemeinlichkeit, mit der man die Szene zu verniedlichen pflegt. Der grossen Freude gehen Momente grösster Angst voraus. Und die Freude verbindet sich mit einer grossen Aufgabe.

Friede, Liebe, Versöhnung unter den Menschen – die Geburt von Jesus ist eine Verheissung. Aber kein Versprechen, mit dem man es sich gemütlich machen könnte in dem Bewusstsein darum, dass sich das alles irgendwann einmal von selbst erfüllen wird, wenn man nur lange genug wartet. Es ist

ein Geschenk, in dem eine Herausforderung steckt. Die Hingabe, die Gott beweist, indem er «das Wort Fleisch» werden lässt, hat ihre Entsprechung in dem Anspruch, der an den Menschen gestellt wird: einen Schritt über sich selbst hinaus zu tun – hin zu Gott.

Das ist ein grosser Schritt. Jesus Christus sei «das göttliche Ja» zum Menschen, hat der evangelische Theologe Karl Barth 1919 in seinem Kommentar zum Römerbrief des Apostels Paulus geschrieben. Aber ein Ja, in dem ein gewaltiges Nein mitschwinge. Das Ja zum Menschen sei zugleich ein Nein zu der alten Welt, die der Mensch sich geschaffen hat, sagt Barth. Diese müsse zu einem Ende kommen, damit das Reich Gottes entstehen könne.

Die Geburt Jesu ist nach christlichem Verständnis nicht einfach eine Zeitenwende, sondern die Zeitenwende schlechthin. Der Übergang in eine Zeit, in der der Mensch unter der Herrschaft Gottes steht. Das verlangt, dass der Mensch einen Schritt tut. «Über das Eigene, Sichtbare, subjektiv Mögliche und Wahrscheinliche hinaus», sagt Karl Barth: «dahin, wo nichts als das Wort Gottes uns hält.»

Jenseits der Gewissheit

Das ist so radikal formuliert wie gedacht. Aber es zieht nur die Konsequenz aus dem, was in der Erzählung von der Geburt von Jesus Christus angelegt ist. Weihnachten ist die Geschichte eines totalen Neuanfangs, der sich nicht auf Äusserlichkeiten beschränkt, sondern den ganzen Menschen betrifft. Und den ganzen Menschen fordert – mit all seinen Fehlern, seinen Ängsten und Zweifeln, mit seiner Schwachheit und seinen Eitelkeiten. Glauben, sagt Karl Barth, heisse nichts anderes als dies: den Schritt tun in ein Dasein, in dem es keine Gewissheiten mehr gebe. Ausser dem Ja Gottes.

Wer glaubt, geht ein Wagnis ein – «mit einer Gewissheit, die nicht von dieser Welt ist», sagt Barth. Das heisst: Wer glaubt, lässt alle Gewissheiten des Denkens und der Erfahrung hinter sich – im Vertrauen auf die eine Gewissheit, die keine Grundlage hat ausser dem Glauben, dem sie sich überlässt. Das ist der Kern der Weihnachtsgeschichte, und es ist wohl kein Zufall, dass es Hirten sind, die im Lukasevangelium

die himmlische Botschaft als Erste hörten. Menschen, die am Rand der Gesellschaft standen und in der sozialen Hierarchie zuunterst angesiedelt waren. Sie hatten nichts zu verlieren ausser sich selbst. Und hatten nichts hinzugeben als sich selber.

Gott, Glaube, Himmelreich – im Gefühlshaushalt des modernen Menschen spielen diese Begriffe kaum mehr eine Rolle. Wozu glauben? Man ist sich selbst genug und vertraut, wenn schon, nur auf das, was sich nach Kommatellen aufrechnen lässt. Die Erzählung von der Geburt Jesu rührt wohl noch immer alle an, die sie hören, aber doch vor allem als Märchen aus einer Zeit, in der das Glauben noch geholfen hat.

Dabei verstehen wir heute an der Weihnachtsgeschichte vielleicht nichts so gut wie die Angst der Hirten. Die Weihnachtstage sind überschattet von Unsicherheit und Trauer. Menschen sind krank, sterben an einem Virus, das die Welt von Grund auf verändert hat. Unser Leben ist bestimmt vom Kampf gegen eine Krankheit, die auch die trifft, die nicht von ihr befallen sind.

Wir halten seit Monaten Distanz zu den Menschen, mit denen uns der Alltag zusammenführt, verbringen die Feiertage unter Sicherheitsvorkehrungen oder müssen den Kontakt zu unseren Liebsten einschränken, um ihre Gesundheit nicht zu gefährden. Der gewohnte Gang der Dinge ist suspendiert zugunsten eines Lebens unter Schutzmassnahmen, deren Umsetzung Tausende von Menschen den Arbeitsplatz und manche ihrer Zukunftsprojekte kosten wird.

Auf einmal spüren wir, wie dünn der Boden ist, auf dem wir uns bewegen. Wir erleben, wie verletzlich wir sind, wie wenig es braucht, bis unser Leben aus den Fugen gerät. Und merken, dass wir uns bis vor wenigen Monaten nur deshalb so unbeschwert bewegt haben, weil wir verdrängt hatten, dass Ungewissheit die einzige Konstante unseres Daseins ist.

«Fürchtet euch nicht!», ruft der Engel im Lukasevangelium den Hirten zu, die zitternd bei ihren Herden stehen. Damit sagt er nicht «Euch kann nichts geschehen». Er fordert auf, alle Gewissheiten fahrenzulassen. Und sich an die einzige Gewissheit zu halten, die ein Mensch haben kann: aufgehoben zu sein in einem Ja, das auch nach zweitausend Jahren noch nicht verstummt ist.